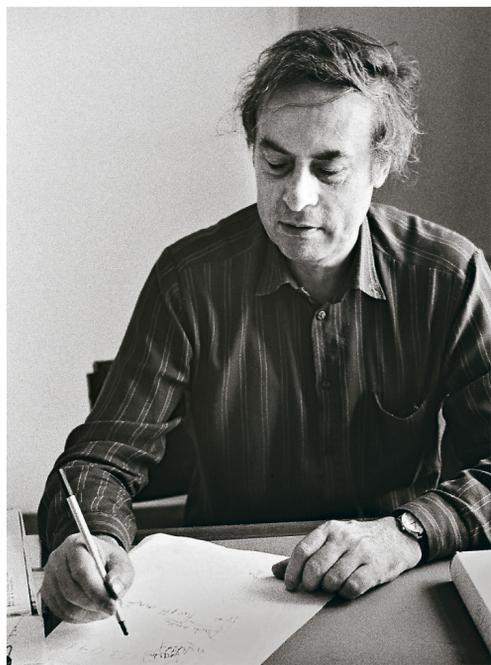
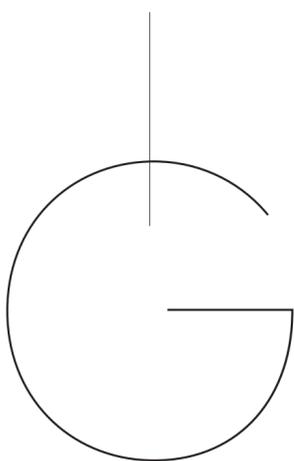


DER LETZTE

Zum Tod von Karl Heinz Bohrer.
Von Hans Ulrich Gumbrecht

ÄSTHET



SOLIDE OHEBAUNALAF

Geisteswissenschaftliche Kolloquien und alle anderen Formen von Gesprächen, die es auf „Konsens“ abgesehen hatten, waren nicht Karl Heinz Bohrer Sache. Wenn er sich doch einmal überreden ließ, dabei zu sein, dann wurde seine Distanz drastisch sichtbar. Bohrer saß mit einer schwarzen Sonnenbrille über den Augen und dem griffbereit Hut vor sich zwischen den Kollegen. Die fast vertikal durch sein Gesicht nach unten gezogenen Mundwinkel schienen permanent profunde Kritik oder gar Verachtung für die eben diskutierten Themen oder Thesen zu signalisieren, doch nie durchbrach er die elementaren Grenzen formaler Höflichkeit. Im Gegenteil, nur Karl Heinz Bohrer vermochte es, in solchen Situationen mit hochgewachsener Gestalt die elegante Würde eines Zweireihers zur Geltung zu bringen. Sobald dann der Moment seines Vortrags gekommen war, schritt er entschlossen zum Podium und tauschte die Sonnenbrille aus, um mit einer das Publikum stets überfordernden, aber ebenso faszinierenden Geschwindigkeit den komplizierten Text eines Manuskripts vorzulesen. Und jede Geste gab zu erkennen, wie wenig ihm an Fragen lag.

Ähnlich monologisch gerieten Bohrer Seminare, auf die er sich mit Lektüren aus eigenen Buchexemplaren derart intensiv vorbereitete (von Bibliotheks-Regalen geholte Bücher verachtete er), dass sie unvermeidlich zu Vorlesungen wurden. Regelmäßig überschritten sie die gesetzten Zeitgrenzen – und bei Vorträgen in seiner idiosynkratischen Version der englischen Sprache sogar das Auffassungsvermögen der Hörer. Doch keiner der Studenten verließ den Raum, weil sie niemand mit ähnlicher Intensität inspirierte und zu eigenen Gedanken ermutigte wie Karl Heinz Bohrer.

Wer mit dem Stil vertraut war, der wusste auch, wo man ihn später auf einige, nie zu viele Gläser Wein treffen konnte. Dort trug Bohrer keine Sonnenbrille und hörte sich freundlich zugewandt an, was die Jüngeren zu sagen hatten. Ab und an führte er mit einer Konzentration, die als implizites Lob galt, Bemerkungen zu literarischen oder philosophischen Problemen weiter und mündete endlich in den ganz anders monologischen Ton von Erinnerungen an die Kindheit in seiner großbürgerlichen Kölner Familie, an die Jahre im schwarz-wäldischen Elite-Internat Birklehof oder an die Londoner Zeit als deutscher Auslandskorrespondent. Die kölsche Melodie der Worte wurde dann unüberhörbar und rückte seine Bilder in ein Licht, das hell, aber nie verklärend wirkte. In den Büchern „Granatsplitter“ und „Jetzt“ hat Bohrer ein schriftliches Äquivalent für diesen Klang gefunden, der sich gegen alle Verfremdungsabsichten (der Untertitel von „Jetzt“ heißt „Mein Abenteuer mit der Phantasie“) als schöne autobiografische Unmittelbarkeit durchsetzt.

Karl Heinz Bohrer war ein Mann von gegenstrebigem Dimensionen, die in seiner Individualität notwendig zusammengehörten. Am ersten Morgen eines gemeinsamen Besuchs in Rio de Janeiro (Anlass war ein „Kolloquium“) verbat er sich „ein für alle Mal, weiter mit Ausflügen in die exotische Natur belästigt“ zu werden, und unternahm eine einsame „Promenade“ entlang der ebenso verlassenen wie lebensgefährlichen Straßen des heruntergekommenen Stadtzentrums. Am selben Abend versorgte er den von einem Hitzeschlag getroffenen Freund im Hotelzimmer mit kühlen Frotteetüchern. Solche harmonischen Gegensätze haben sich als Struktur und Rhythmus in Bohrer's Lebensweg eingepägt.

Nach dem Abitur am Birklehof studierte er Germanistik, Geschichte und Philosophie bei akademischen Koryphäen der deutschen Nachkriegszeit und muss nach der Göttinger Promotion über romantische Literatur am Anfang einer Universitätskarriere gestanden haben. Stattdessen arbeitete Bohrer als feuilletonistischer Literaturkritiker weiter, was damals wie ein Protest gegen

akademisches Leben aussehen musste, und wurde 1968 zum verantwortlichen Literaturredakteur des Kulturteils der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ ernannt, dessen heute noch mild leuchtende Aura er begründete. Die Jugend- und Studenten-„Bewegung“ jener Jahre begleitete er, ganz anders als der von ihm geschätzte Jürgen Habermas und andere Figuren der gemeinsamen Generation, mit politischen Abstand und ästhetischer Sympathie für exzessive Geste, die er besonders an der bald als Terroristin verurteilten Ulrike Meinhof von der Roten Armee Fraktion bewunderte. Auf dem Höhepunkt öffentlichen Einflusses jedoch begann Bohrer eine Habilitationsschrift über die „Ästhetik des Schreckens“ in Ernst Jüngers Frühwerk vorzubereiten, die er 1978 einreichte und die ihn 1982 an derselben Universität zum Professor machte. Auf diesen Titel, den er gerne für sich und seine Kollegen gebrauchte, und auf das mit ihm verbundene Rest-Ansehen blieb er Zeit seines Lebens stolz.

Während der Jahre des ebenso harten wie glatten Übergangs vom Feuilleton zur Literaturwissenschaft fand Karl Heinz Bohrer zu einer Position der philosophischen Ästhetik, die sich als fundamental im Verstehen der Wirkung von Literatur und Kunst etabliert hat – ganz unabhängig vom Gegensatz zwischen Beistimmung und Widerstand. Zwei Bücher aus den Jahren 1981 und 1996 mit den Titeln „Plötzlichkeit – zum Augenblick des ästhetischen Scheins“ und „Der Abschied – Theorie der Trauer“ umrahmen seine Gedanken. Bohrer fasste das seit der Romantik gesteigerte klassische Motiv von der „Autonomie“ ästhetischer Erfahrung im Verhältnis zum Alltag mit vorher nie gesehener Schärfe. Der zeitliche Begriff der „Plötzlichkeit“ vor allem sollte die kategoriale Diskontinuität betonen, mit der jeder Fokus auf Literatur und Kunst in unser Leben kommt. Aus Gedichten von Charles Baudelaire entwickelte Bohrer später die komplementäre Einsicht, dass sich auch das Ende solcher Momente ohne Nachschwingungen und ohne jegliche Konsequenzen für moralisches oder praktisches Verhalten vollzieht.

Dagegen ließ er die Frage nach dem Inhalt oder gar dem existentiellen Gewinn ästhetischer Erfahrung unberührt. Allein deren Exzentrik hat Bohrer's Werk in immer neuen Varianten entfaltet und betont. Man hat seiner Theorie deshalb das Etikett eines „ästhetischen Nihilismus“ gegeben, den Bohrer selbst nie propagiert hat. Für das offene Problem fand er wohl – falls es ihn je gekümmert hat – eine individuell verkörperte Antwort. Sie wurde in seiner manchmal zur Besessenheit drängenden Neigung deutlich, auf institutionell bestehende Formen zu setzen, ja sich an ihnen festzuhalten. Darin vor allem lag – in einer Welt ohne offensichtlichen Werte und Orientierungen – der Ursprung von Karl Heinz Bohrer's aristokratischer Erscheinung hinter der schwarzen Brille und im eleganten Zweireihler, aber auch der Grund für seine vereinbarungsgemäß gehaltenen Vorträge, die brillant über-vorbereiteten Seminare und den Status der Rollen im Feuilleton wie an der Universität. Wahrscheinlich ermöglichte ihm erst diese stabile Front seine Momente von Zuwendung und Freundschaft.

Es entsprach dem kontrastiven Zusammenspiel zwischen der Betonung von Formen und der Abwesenheit eindeutiger Orientierungen, dass sich durch das Werk des so unvergleichlich belebten Karl Heinz Bohrer kein individueller Kanon von permanenten Vorzugs-Autoren zog. Jeder Text und jede Gattung, welche mit exzentrischen Elementen die Diskontinuität zwischen ästhetischer Erfahrung und Alltag illustrierten konnten, gewann seine Aufmerksamkeit. Die Schreckensaugenblicke der griechischen Tragödien und der Historiendramen von Shakespeare; die Ironie in Heinrich Heines Gedichten und die Verfremdung der Paris-Bilder

FORTSETZUNG AUF SEITE 32

„JA, BOHRER HIER!“

Eine Erinnerung. Von Mara Delius

Wer Karl Heinz Bohrer sprechen wollte, rief im Denkbunker an. „Denkbunker“ nannte er sein Arbeitszimmer, das im Untergeschoss des hellen Hauses im Süden Londons lag, in dem er die letzten Jahre mit seiner Frau Angela lebte, der Blick vom Schreibtisch führte in englisch nasses Grün. Denkbunkertelefonate hatten ihre eigene choreografische Gesetzmäßigkeit: Zorn, wenn man ein, zwei Tage nicht sofort erreichbar gewesen war – „Es hat keinen Zweck mit Dir, ich erreiche Dich nie!“ –, gefolgt von freudig eruptiver Ungeduld – „Hör mal, ich wollte Dir nur sagen, dass“ –, detaillierten Ausführungen zum Stand der eigenen Arbeit, interessierten Fragen zu den Überlegungen der Anrufenden, unterbrochen von „was?“, „gräßlich!“ oder „sa-gen-haft“, in überraschtem, empörtem, belustigtem, immer teilnehmendem Singsang.

Das Faxgerät war seit Jahren kaputt, Emails oder Handy lagen jenseits der Vorstellungskraft; seine Zeit war die, in der man in Zeitungen „ins Blei“ ging, um bei den Setzern letzte Änderungen am Blatt vorzunehmen. Also telefonierten wir, und Bohrer schickte Briefe und Postkarten aus London, rechts säuberlich geklebt die rote Marke der Queen, links der blaue Air-Mail-Sticker, dazwischen seine zackig geschwungene Schrift, zwischen stolz und stürmisch.

Karl Heinz Bohrer hat die Welt, ihre philosophischen Phänomene und künstlerischen Erscheinungsformen die letzten Jahre aus London betrachtet und beschrieben; dass er nun auch dort gestorben ist, wirkt wie eine späte Fügung im Leben eines Mannes, der als Student im Nachkriegsengland als Erntehelfer auf den Feldern die Sprache gelernt, im Internat enthusiastisch den Oberon gespielt und als Korrespondent von der Insel seine größten essayistischen Reportagen geschickt hatte (1979 erschienen als „Englische Ansichten“), und der, viel früher noch, als deutscher Junge die Granatsplitter der englischen Bomber in den Ruinen seiner Heimatstadt Köln gesammelt hatte: Sie funkelten wie Verheißungen einer neuen, ungekannten Welt der Vorstellungen. Wie anders sollte der Weg eines emphatischen Theoretikers der Utopie und der Epiphanie als ästhetischer Kategorie beginnen?

Bohrer zog 1974 nach London, nachdem ihn der damalige Herausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, Joachim Fest, seines Postens als Verantwortlicher des Literaturblatts zugunsten von Marcel Reich-Ranicki enthoben und ihm eine Korrespondentenstelle seiner Wahl angeboten hatte. Gegen Reich-Ranicki habe er persönlich nichts gehabt, sagte Bohrer später, wohl aber gegen dessen Vorstellung, ein Kritiker müsse den Leser an die Hand nehmen oder, wie Ranicki es in seinen Memoiren formuliert, „vermitteln“ zwischen der Literatur und dem Leben. Wenn Bohrer urteilte, ging es ihm um literarische Motive, abstrakte Verbindungslinien, eine literaturtheoretisch fundierte Kritik, und dieser Fokus verstärkte, verdichtete sich in London, wie ein Vorschein seiner später folgenden Professur in Bielefeld.

Aus jener Zeit hat sich ein doppelter Mythos gehalten: Bohrer sei politisch wie ästhetisch mindestens konservativ, einer, der mit dem Rücken zum Publikum schreibe und sich darin gefalle, als radikaler Solitär gegen deutsche Spießigkeiten anzuschreiben in seinen szenischen Essaystücken über Achtundsechzig etwa oder den wiegenden Western-Schritt eines Henry Fonda.

Als Lehrer, Mentor und Freund entzog er sich diesem Zerrbild der öffentlichen Wahrnehmung; man konnte ihn weder mit dem Wort „konservativ“ treffend beschreiben noch mit den gesellschaftsorientierten Verhaltenslehren linksintellektueller Cordjacketträger bekommen, ihn weder als stylischen Kulturwissenschaftsessayisten verstehen noch als hermetisch auftretenden, nihilistisch umflorten Universitätsprofessor.

Bohrer stellte sich ein auf seine Schüler. Er entwickelte eine fast zärtliche Neugier für den, der sich wie er für Literatur zunächst einmal als eine Form der Kunst interessierte und nicht als Soziologie-seminar oder Moralanstalt, noch herzlicher wurde er, wenn man sein differenziertes analytisches Spiel mitspielte und Denken überhaupt erst einmal als ungewöhnlichen Weltzugriff verstehen wollte statt es nach politischen Ausrichtungen und ideologischer Einordbarkeit abzumustern.

In seinem Vortrag „Kein Wille zur Macht“, den er im Herbst 2006 an der Stanford University hielt in einem überfüllten Seminarraum und in jener gesamt-kunstwerkhaften Rhetorik, Mimik und Gestik, die wir, internationale Doktoranden Mitte 20, als typisch Bohrer kennenlernen sollten, zeichnete er die heute offenkundigen Streitpunkte der deutschen Debatten vor (Deutschland hat, so Bohrer's These damals, im Unterschied zum kolonial geprägten England, keinen Sinn für Symbolik und findet daher auch keinen Zugang zu einer tatsächlichen Verarbeitung der Nazivergangenheit). Wenn es in der sonst eher ruhig abgeschotteten Kühle der Elfenbeintürme Epiphantien gibt: das war eine.

Erst nach und nach, sehr viele Treffen, Telefonate, Briefe und Postkarten später, wurde schließlich offenbar, wie entscheidend ist, was Bohrer mit einem in den Stanford Jahren dahingesagten Satz meint, ein Literaturkritiker müsse da anfangen, wo der Literaturwissenschaftler aufhören dürfe – ein Diktum, das sich auch in dem frühen Aufsatz „Hase oder Igel. Läufe die Literatur der Erkenntnis hinterher?“ findet. Bohrer schreibt, über Musil nachdenkend, zum Inkomensurablen: „Dieser Begriff verdeutlicht am besten die Aporie, in die jede nicht-naive Reflexion über sprachliche Phänomene (...) geraten muß. Ich gehe dabei von folgender Voraussetzung aus: Diese Phänomene entstehen durch Wörter, in denen 1. die Welt nicht bloß widergespiegelt wird und 2. auch nicht unser schon formuliertes Bewußtsein von ihr.“

Auf diesem grundsätzlichen Verständnis von Literatur als etwas völlig Eigengesetzlichem gründen alle Werke Bohrer's, von den ganz frühen „Die gefährdete Phantasie oder Surrealismus und Terror“ (1970) und „Plötzlichkeit“ (1981) bis, zuletzt, „Mit Dolchen sprechen. Der literarische Hass-Effekt“ (2019). Und vielleicht begründete diese rücksichtslos freigeistige Ehrfurcht vor der Literatur auch gleichzeitig seine eigene Scheu, selbst literarisch zu schreiben (seine Erinnerungen „Granatsplitter“ und „Jetzt“ bezeichnete er immer als erzählerische Stücke, Literatur sei das natürlich nicht, „lächerlich“), sicher erklärt sich so die Weigerung, allzu viel biografisch herausdenten zu wollen aus den Begegnungen mit den Schriftstellern seiner Zeit, vom schweigenden Rindswurstessen mit Thomas Bernhard bis zu einem Zufallstreffen mit Peter Handke in Paris. „Ja, was soll es da noch zu erzählen geben?“ – Bohrer ging es um die Texte.

Überhaupt die Ästhetik als eigenständige Kategorie der Betrachtung zu behaupten mag manchen heute altmodisch erscheinen, überkommen oder sogar elitär, eine ferne Weisheit aus den Sphären des letzten Jahrhunderts; jedenfalls wird sie wohl all jenen suspekt bleiben, die es nicht wagen, zunächst nur der Sprache und ihren Formen selbst nachzugehen, ohne den Weg in die gewohnte Welt zurück bereits zu kennen.

In einem seiner letzten Briefe aus London schreibt Bohrer, er werde England dieses Jahr nicht mehr verlassen, dann aber vielleicht für immer. Sein England war nicht mehr das, was er noch in den „Englischen Ansichten“ als erhabene Macht in der Silbersee dem provinzialistisch verfetteten Schweinekamm-Deutschland entgegenhalten konnte. Moment, Bohrer, liegt in den Straßen Londons, dem, was Du heute dort an der grauen Themse siehst, der Stadt nach dem Brexit, der übervollen King's Road, dem stillen Hampstead, nicht derselbe Reiz der Beschreibung wie damals? Warum nicht heute wie damals von schlingernden Untergrundbahnfahrten, den Abgehängten und Narben-Sid schreiben und aus den Szenen die Physiognomie eines ganzen Landes entwerfen? Nein, sagte Bohrer kategorisch, das sei vorbei: „Das ist etwas ganz anderes, das gibt es alles nicht mehr.“

Auch wenn Bohrer bei allem vitalistischen Momentanismus auch immer die tiefen Züge des melancholischen Nostalgikers zeigte – vielleicht verband uns Jüngere untereinander und uns mit ihm die Hoffnung, dass es eben nicht „anders“ sei: dass wenigstens der Blick auf die Phänomene ein ähnlicher bleiben könne, wenn auch die Welt sich verändern würde.

In Bohrer's letztem Buch, „Was alles so vorkommt. Dreizehn alltägliche Phantasiestücke“, das nun im September posthum erscheinen wird, gibt es das Kapitel „An den Tod denken“, eine Deutung des Lebensendes mit einigen seiner ihm wichtigsten Schriftsteller, Blake, Novalis, Kleist, Büchner, Shakespeare. Das Kapitel endet nüchtern, für Bohrer fast karg, beim Gedanken an den eigenen Tod: „Dabei gibt es nur einen Gedanken, der wiederkehrt und den man nicht mehr los wird, und dieser ist der für die Selbstgewissheit eigentlich gefährliche, zerstörerische: allein zu verschwinden. (...) Man verlässt und ist verlassen. Das Wissen, erinnert zu werden, hilft hier doch nicht. Denn zu wissen, selbst nicht mehr zu erinnern, enthält die vergiftete Botschaft: Nimmermehr berühren sich unsere Gedanken.“

In dieser Ausgabe versuchen wir, Schüler und Freunde von Karl Heinz Bohrer, diesen Gedanken umzukehren, wenigstens für den Moment.

INHALT

Radikal gut: Das Romandebüt von **Katharina Volckmer**, S. 27
Kraus körperlich: **Jonathan Lethem** über Body Horror, S. 29
Hoffnungslos eingeehgt: Der Status der **Rache** in der Moderne, S. 28
Vorher nachher: Die Verfilmungen von Erich Kästners „**Fabian**“, S. 30

32 DIE LITERARISCHE WELT

FORTSETZUNG VON SEITE 25

in Charles Baudelaires Sonetten; die schonungslos hasserfüllten Beschreibungen in der Prosa von Jünger, Céline oder Houellebecq.

Bei der Auseinandersetzung mit den nicht zu erschöpfenden Provokationen solcher Phänomene achtete Bohrer kaum auf die Kohärenz von eigenen Standpunkten, Methoden oder intellektuellen Stilarten. Der Rhythmus, die Spannung und der Ton eines Schreibens, das unverwechselbar nur seine tiefe Stimme vergegenwärtigte, hingen von den Gegenständen ab, die er heraufbeschwören wollte. Ohne je aufdringlich zu werden, begeisterte er sich für herausragende Werke, ließ er den erlebten Episoden sozialer Peinlichkeit herablassenden Spott angedeihen, folgten seine Worte dem Aufscheinen ästhetischer Differenz in ganz unvermutete Zusammenhänge. Solche unbekümmert grenzenlose Nähe zu den Inhalten des Beobachtens erklärt wohl, warum Wahrnehmungen und Intuitionen von Karl Heinz Bohrer in das Repertoire der deutschen Sprache eingegangen sind. Den Hohn des Worts vom „Gutmenschentum“ etwa und das enthusiastische Aufatmen über Pässe oder gar Lösungen „aus der Tiefe des Raums“ verdanken wir ihm.

Mit dem Eintritt in die von ihm für allzu heilig gehaltenen Hallen der Geisteswissenschaft und mit der gegen allen Widerstand von seiner Seite anhaltenden Resonanz, die er sich in der Öffentlichkeit verdient hatte, war Karl Heinz Bohrer schon in der Mitte des Lebens zu einer nationalen Institution geworden. Von 1984 bis 2011 machte er die Monatszeitschrift „Merkur“ zum Epizentrum der geistigen Bewegungen in Deutschland und durfte sich dabei auf den Mitheerausgeber Kurt Scheel verlassen, dessen gnadenlose Detailgenauigkeit es ihm erlaubte, nicht allein intellektuell seinen engagierten Abstand zu bewahren. In einer weiteren Wendung von individueller Gegenstrebigkeit konnte der „Merkur“ für ihn zur Bühne eines neuen Patriotismus werden, den er wagte, entwickelte und gegen zahlreiche Widerstände kultivierte, obwohl – oder weil – Bohrer als Bewohner von London, Paris, Stanford (das ihn auf Dauer zu binden suchte) und später wieder London seine Gegenwart in Deutschland auf gelegentliche Berlin-Besuche reduzierte, wo er am Kurfürstendamm im „Askanischen Hof“ abstieg.

Zum vaterländischen Widerspruch reizte ihn die über deutsche Geschichte insgesamt verhängte Aburteilung durch eine zwei Jahrzehnte später als er, unmittelbar nach dem Kollaps des Nationalsozialismus geborene Generation. An welches andere Verhältnis zur nationalen Vergangenheit Bohrer dachte, demonstriert einer seiner besten Aufsätze, der den Helden des 20. Juli 1944 gewidmet ist. Er beginnt mit der bedingungslosen Ablehnung aller Spekulationen, die aus dem fehlgeschlagenen Attentat auf Adolf Hitler die Sehnsucht nach einer demokratischen Zukunft hochrechnen wollen. Als relevant für die Beziehung zur nationalen Vergangenheit sei allein das Faktum hochzuhalten, stellte Bohrer fest, dass es überhaupt einen – national-konservativ motivierten – Plan der Diskontinuität, einen Plan zur gewaltsamen Beendigung jener fatalen Herrschaft gegeben hatte.

In den letzten Telefongesprächen, kurzen Briefen und Postkarten, an die ich mich erinnere – Modalitäten elektronischer Kommunikation kamen für Bohrer nicht in Frage – redete er ausschließlich vom Nibelungenlied. Besonders Hagen und eine Szene, wo Siegfrieds Mörder die Hand ans Schwert legt und über das deutsche Land blickt, hatten es ihm angetan. All jene alten und immer neuen Leidenschaften aus der Existenz von Karl Heinz Bohrer verdichteten sich in seiner individuellen Gestalt. Die Jahre in Paris hatte er mit Undine Gruenter, der Autorin herausragender Romane der literarischen Avantgarde, verbracht. Nach ihrem Tod heiratete er Angela Bielenberg aus London, deren Vater Fritz-Dietlof von der Schulenburg als Mitglied des inneren Verschwörerkreises von 1944 im Anschluss an einen Schauprozess hingerichtet worden war. Bohrer sprach selten von solcher Präsenz der deutschen Geschichte und der deutschen Literatur. Doch dank der Intensität seiner Prosa sind Spuren dorthin objektiv geworden und uns zugänglich geblieben.

Sie unterstreichen, dass sein Tod in der vergangenen Woche ein Ereignis der Diskontinuität war, ein plötzlicher Tod. Denn es gibt keinen Trost für die individuelle Leere, die das Verstummen von Karl Heinz Bohrer Stimme hinterlässt. Nachfolger werden nicht in Sicht kommen, und was sein Werk von ihm erhält, das macht den Abschied nur schmerzhafter.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert Guérard Professor in Literature emeritus an der Stanford University und Professor of Romance Literatures an der Hebrew University, Jerusalem.

Ach, Bohrer, wo sind die wunderbaren Jahre geblieben, als Du wie ein Sturmwind durch unser Leben fuhrst? So dass bald kein Stein auf dem anderen blieb. Alles ordnete sich neu, und die intellektuelle Langweile, die die deutsche Universität vielerorts befallen hatte, schien wie weggeblasen. Nicht dass wir nicht auch vorher Wissenschaft getrieben hätten, aber – Gott! – wie dumm wir waren! Hatte man ihr nicht so vieles ausgetrieben, was sie hätte interessant machen können, wild und schön? Wie sagtest Du immer? Zwei Dinge schützten uns vor der Banalität: die Dichtung und das theoretische Denken.

Wie gerührt war ich, als Du zuletzt an unsere erste Begegnung erinnertest, die doch für mich so viel eindrucksvoller war – auf dem Hauptbahnhof der Universitätsstadt, in der wir uns nie begegnet waren. Ich vergaß – das hast Du nicht erzählt – in Köln auszusteigen, und fuhr mit Dir bis an die belgische Grenze. Und dann führen wir immer wieder zusammen Zug, immer nach Westen, bis zu den Landungsbrücken der Alliierten, wo die Amerikaner, so sagtest Du, einst jazzend dem Meer entstiegen seien. Und lieber noch bis zu den sattgrünen Wiesen der Haute-Normandie, wo alles nach Käse und Calvados roch. Im ältesten Gasthaus der *Grande Nation*, in Rouen, sezierst Du Flauberts grausam genaue Prosa. Im Hafen von Honfleur beschworst Du die Kühnheit der alten Seefahrer, die von hier nach Kanada aufgebrochen waren, und träumtest zugleich in seligen Gedanken von einem beschaulichen Leben in den Bergen der rheinischen Heimat – immer bereit, alles gleich aufzugeben und das Gold des Augenblicks zu schürfen. Und die Musen lächelten dazu.

Nie werde ich vergessen, wie wir uns immer zur selben Stunde den Weg in unseren Bielefelder Hörsaal bahnten. Du würdest mit Verve über Heine, Kleist und Kafka sprechen, ich an den Blutgerüsten des Aischylos, an den Dramen der Alten, hantieren, „Metapher und Mythos“ nannten wir das. Ich ahnte schon, dass alles einmal darauf hinauslaufen müsste, dass die Antike nicht mehr die Antike, die Moderne nicht mehr die Moderne wäre. Zum Teil mit der literarhistorischen Chronologie, die uns nur ein Alibi schien, alles Vitale und Schöpferische zu liquidieren, das die Texte vermitteln konnten!

Du hattest die Fähigkeit, auch die krudeste Wirklichkeit wie durch einen Schleier anzuschauen, und sahst in der Universität, an die es mich dann verschlug, Deine alte Alma Mater, ein phäakisches Reich. Du verstandest nicht, warum es Odysseus von dort fortgetrieben hatte. Du wurdest ihr erster Gadamer-Professor und erinnertest in Deiner Antrittsrede an den Tiefenraum der deutschen Geschichte, in den zu blicken die hierzu bestellte Zunft längst aufgehört hatte. Die Empörung war groß. Dabei hat es Dich wohl nicht einmal Mut gekostet zu sagen, was zu sagen war. Du warst eben unbestechlich. Alles akademische Gepränge war Dir zuwider. So suchtest Du, als wir Dich feierten, nicht die Nähe der Honoratioren und tauschtst selbst mit Gadamer, dem Fürsten der Hermeneutik, kaum einen Gruß. Dafür liebten wir Dich.

Lange verstand ich nicht, was Dich an den alten Römern faszinierte. Ich wollte immer weg von den Tatsachen und suchte die Abstraktion. Heute weiß ich, daß Dir der existentielle Ernst imponierte, mit dem Roms Autoren die *condicio humana* vermaß. Ich redete von der Schönheit der Formeln, Du aber zieltest auf die Abenteuerlichkeit eines Denkens, das nicht nur in den Texten, in den Monumenten und in der Welt der politischen und ökonomischen Ideen, sondern auch im Leben der intellektuellen Matadore seinen kongenialen Ausdruck gefunden hatte.

Rheinländer warst Du und Römer. Du betrachtetest die gemalten Phantasien der Dekadenz (Thomas Coutures „Les Romains de la décadence“) und schwelgest in den Gemälden des Sueton und Tacitus. Dein scharfer analytischer Blick schied alles nur Sentimentale von der substantielleren Form. Umgekehrt wurden die Texte, die Du lasest, von bloßen Agglomerationen von Zeichen zu dichtgewirkten Netzen sinnlicher Signale, in denen man sich nur zu gerne verfinng. „Zeigen, nicht behaupten!“, war Deine Devise.

Deine vorletzte Postkarte kam aus dem *British Museum*. Du schriebst, ganz enthusiastisch, von der Ausstellung anlässlich des 800. Jahrestages des „Mords im Dom“ (T. S. Eliot). Die Plantagenets hatten es Dir angetan. Nicht nur die Sippe, auch das Zeichen, auch das Wort, das an die romanischen Wurzeln der englischen Könige erinnert: „Plantagenêt = einer, der den Ginsterzweig am Helm trägt“, setztest Du in spöttisch-gelehrten Klammern hinzu. Jetzt bist Du ganz im Westen geblieben. Wir werden nicht mehr zusammenkommen, um über den Hass zu sprechen und die Glut, die in so vielem glimmt, das wir längst erloschen glaubten. Du zeigtest sie uns. Die blaue Stunde geht nie zuende. Leb wohl, lieber, alter Freund!

Jürgen Paul Schwindt,
Professor für Klassische Philologie, Heidelberg

Jeder Student kennt sie wohl, diese Situation: Man belegt Veranstaltungen, die einen früher oder später langweilen. Man schaltet ab. Innerlich oder nun auch online. Schließlich bleibt man ganz weg. Unter den Studenten, die Karl Heinz Bohrer Vorlesungen, Seminare und Kolloquien an der Universität Bielefeld besucht haben, dürfte es allerdings nur sehr wenige geben, die sich auf diese Weise verabschiedet haben. Denn bei Bohrer war alles anders, es war wild, es war schäumend, es war fesselnd. Fäuste leidenschaftlicher Erregung flogen auf Tische, Blicke wanderten scheinbar richtungslos hin und her, Teubeutel wurden im Glas herumgeschleudert. Und das nicht nur, wenn es um den „Romantischen Brief“ ging, eine von Bohrer Vorlesungen, die ich Mitte der 90er Jahre besucht habe. Niemand konnte das Blut, das Clemens Brentano Karoline von Günderode „abtrinken“ wollte, in der Imagination seiner Hörer so fließen lassen wie Karl Heinz Bohrer. Intellektuell immer eine große Herausforderung, nicht nur in Fragen ästhetischer Theorie; man – oder sagen wir konkret: ich – habe zunächst wenig begriffen, war aber schwer angezogen von dieser intellektuellen Power, und mir war von Beginn an klar: Hier lodern echte Flammen, hör schön zu, lies, denk mit, sprich, schreib, dann könn't's was werden mit deinem Germanistik-Studium, will sagen: Sinn, Bedeutung und vor allem Schönheit von Literaturwissenschaft haben sich mir hier erstmals erschlossen.

Dabei war Bohrer auch komisch, manchmal unfreiwillig, aber nie peinlich. Bohrer war dramatisch, und zugleich war er extrem cool. Desinteressierte oder Störenfriede sollten „oben mit den Juristen (der Nachbarfakultät) Bier trinken gehen“, Dinge, die nicht funktionierten, waren schlichtweg „eine Katastrophe“, gelegentliche Augenentzündungen ließen seine Wimpern „wie Bienenbeichen zusammenkleben“: Bohrer's Bilder, Bohrer's Metaphern – alles einmalig und mitunter von einer sehr eigentümlichen, umwerfenden Schiefelage. Wenn Bohrer Leute in seinen Kursen nicht kannte, tat er gleichgültig, doch nahm er sie unter den schwarzen Gläsern seiner Sonnenbrille, die er zusammen mit seinem braunen Hut gern auch winters im dunklen Hörsaal trug, sehr wohl zur Kenntnis, was man an zu seinen Vertrauten gemurmelt Fragen wie „Who is that?“ erkennen konnte. Bohrer redete gerne und viel, er hatte unfassbar viel zu sagen, und er war gesellig, er lebte gut. Wer am postkolloquialen Abendstisch, etwa im Gasthof Vahle an der Wertherstraße oder im Bültmannshof in der Kurt-Schumacher-Straße, zwischen geschwungenen Gänsekeulen und Humpen Rotweins ein Privatgespräch mit seinem Sitznachbarn anfang, wurde schon mal gemahnt vom großen Redner: „He, zuhören, nicht so verhoekt da am anderen Ende des Tisches!“. Bohrer war dominant, natürlich. Und warum auch nicht? Auf der anderen Seite habe ich kaum je wieder einen „Prof“, wie wir damals etwas ein-

UNSER LEHRER,

Erinnerungen an
Karl Heinz Bohrer

MENTOR, FREUND

fallslos sagten, gekannt, der so zugewandt war, zugewandt seinen Studenten gegenüber. Ließ jemand etwas Interessantes verlaufen, war Bohrer sofort hochaufmerksam. Er witterte Scharfsinn auf 100 Meter Entfernung, prägte sich die Leute sogleich ein.

Natürlich war er auch kritisch, gerade er. Vor allem aber war er ein richtiger, gründlicher, konzentrierter, schneller Hausarbeitenleser. Wer hätte das gedacht? Während die meisten Dozenten das als entwürdigende Kärrnerarbeit empfanden und die zusammengehefteten Seiten allenfalls überflogen oder ihren Assistenten vorlegten, las Bohrer, der große Star mit den scharfen Büchern, alles selbst und kommentierte kleinteilig. Davon war man als Student geradezu überwältigt. Ich erinnere mich an eine Arbeit, die ich in einem meiner ersten Semester bei ihm schrieb. Über Kafkas „zernichtende“ (typischer Bohrer-Ausdruck) Briefe an seine erste Verlobte Felice Bauer. Mir war der biographistisch anmutende Unsinn, den ich da zu Papier gebracht zu haben meinte, ein bisschen peinlich, er schien mir naiv. Was wusste ich von Kafkas erotischen Visionen und dem Psychoteror, mit dem er die arme Felice hinhielt? Und dann: Was wagte ich es tolldreist, Bohrer damit zu behelligen? Ich nahm mir vor, frühestens nach einem halben Jahr mal in Bohrer's Sekretariat nach der Arbeit zu fragen – wenn überhaupt. Doch dann die Überraschung: Knapp drei Wochen nach der Abgabe lag die Arbeit plötzlich in meinem Briefkasten, versehen mit der irritierten Frage, warum ich sie denn nicht abholte? Sie war von vorne bis hinten gelesen und beschriftet. Manchmal musste man Kommentare zuordnen, denn sie fanden sich drei Seiten weiter auf der Rückseite, verziert mit Rotwein- oder Schokoladen, nicht immer leicht zu entziffern, aber sie waren da und brachten viel, brachten weit. Bohrer war also nicht nur ein Großereignis. Er war auch ein herausragender Hochschullehrer.

Melanie Möller, Professorin für Klassische Philologie, Berlin

Der interessante, neue Gedanke [...] entspringt einer überraschenden Sprache, die ihn nicht sofort zu erkennen gibt“, heißt es in Karl Heinz Bohrer's „Selbstdenker und Systemdenker“. Als ich in einem Seminar in Stanford Bohrer das erste Mal reden hörte, hatte ich große Schwierigkeiten, irgendetwas zu verstehen. Und das nicht nur wegen des Englischen, das er auf kuriose Weise raubredend flüssig sprach. Was ich hörte, klang gelehrt und zugleich hoffnungslos idiosynkratisch, an geistigen Physiognomien mehr interessiert als am wasserdichtigen, weniger logisch als kairotisch. Bohrer argumentierte nicht, er landete Treffer. Niemand ging aus der Veranstaltung mit neuem Handbuchwissen über die Romantik. Alle aber, da bin ich mir sicher, mit neuer intellektueller Energie.

In der persönlichen Begegnung konnte Bohrer wie sonst keiner, einem den Glauben an die Wichtigkeit der eigenen Arbeit wiedergeben. Sein „Interessant. Erzählen Sie!“ half mehr als manch ausführliche Kritik mit Hinweisen zur sprachlichen Verbesserung und zusätzlichen Referenzen. Ein Abendessen mit ihm konnte ganze Dissertationen retten. Man wurde gleichsam von seiner Produktivkraft mitgerissen, schien plötzlich, wie er selbst, ständig schreiben zu müssen, saß von morgens früh bis spät am Abend vorm Computer. Dass Bohrer selbst all seine Texte handschriftlich verfasste, scheint im Rückblick selbstverständlich. Der durch ein Standardkeyboard in genormter Schrift gezähmte Ausdruck eines solchen intellektuellen Willens hätte etwas Lächerliches. Tatsächlich gewinnen Bohrer's in dicken Kladden wild notierten Vorbereitungen auf Seminare, seine Manuskripte, Briefe und nicht zuletzt die Postkarten eine kalligraphische Dimension, die keine Computerschrift entfaltet. Ich kenne Menschen – gerade im Silicon Valley –, die Sammlungen von Bohrer-Briefen haben. Nicht aus archivarischem, sondern aus ästhetischem Interesse. Jetzt, nachdem die Zahl der Postkarten und Briefe definitiv ist, sind sie die letztlich raren Spuren eines Denkens, das über seinen diskursiven Beitrag hinaus vor allem als Impuls, als Stimulus gewirkt hat. Die letzte Karte kann auch ich kaum mehr entziffern. Und doch entspringen ihr, wenn ich sie lese, interessante, neue Gedanken.

Fabian Goppelsröder, freier Autor, Berlin

Die erste Begegnung mit Karl Heinz Bohrer, das war Anfang der 80er Jahre. Ein Stuttgarter Freund bestürmte mich in der Bielefelder Unihalle mit der unmittelbaren Anweisung zum Lesen der gerade erschienenen „Provinzialismus“-Glossen im „Merkur“. Tatsächlich war Bielefeld zu der Zeit, wie Bohrer sagte, „ein Mekka der Geisteswissenschaften“. Die Studenten waren alles andere als naiv, sogar sehr brillant und selbstbewusst, und aus ganz Deutschland kamen sie vor allem wegen der Geschichtswissenschaften und Soziologie (Wehler, Koselleck, Luhmann), aber Karl Heinz Bohrer war noch einmal eine eigene Erscheinung. Seine Seminare waren überfüllt, er las ausformulierte Texte über Hegel und Hölderlin aus Kladden vor, und ich glaube, es war erst Undine, die ihn als Schriftstellerin und Professorentochter darauf aufmerksam machte, dass es zeitlich für ihn nicht zumutbar sei, jedes Seminar zu einer Art Vorlesung zu machen. Aber man merkte gleich bei seinen Erklärungen einen immer geistig konzentrierten Tonfall, der sogar äußerliterarische Ereignisse und eigentliche Petitesse („Ich hatte gerade einen Zusammenstoß mit der Verwaltung“; im Vorlesungsverzeichnis fand man seine präzisen Ankündigungen übrigens handschriftlich) eine neue Farbe gab. Was ich, den später mit Karl Heinz Bohrer eine dauernde Freundschaft verband, mit ihm besonders teilte, war eine von uns beiden gehegte starke Sympathie für die Bildungseinrichtung des Gymnasiums, was natürlich mit seinen eminent positiven Schulerfahrungen auf dem Internat Birklehof im Schwarzwald zu tun hatte. Die Lebenserinnerungen im „Granatsplitter“ enthalten darüber fabelhafte Einzelschilderungen. Die letzte Nachricht von ihm ein Gruß anlässlich des Besuchs einer Plantagenetausstellung in London in diesem Sommer 21 – wie immer auch auf seinen Postkarten sehr gut gelaunt, scharfsinnig, stupend einfallreich.

Andreas Kolle, Gymnasiallehrer, Paderborn

Durch seine Vorlesungen und Seminare habe ich Karl Heinz Bohrer an der Universität Bielefeld kennengelernt. Er fragte mich dann als junge Romanistikstudentin, ob ich nicht seine Romantik-Vorlesung ins Französische übersetzen könnte, denn er wolle 1989 für eine Gast-Professur nach Paris gehen und seine Romantik-Vorlesung dort halten. Es war mir schnell klar, dass ich den Text allein aufgrund des sprachlichen Duktus nicht einfach ins Französische übertragen würde können. Viel zu schwer! Das Projekt erforderte Zeit und viel Recherche. Aus Bohrer's Vorlesung in Paris wurde nichts, aber er ist doch zusammen mit Undine Gruenter nach Paris gezogen. Als ich selber in den frühen 90er Jahren für meine Promotion in Paris arbeitete, begegnete ich Karl Heinz Bohrer und Undine Gruenter ganz zufällig wieder. Ich wollte zu einer Lesung in die Maison de la Poésie nahe dem Centre Pompidou. Auf dem Weg dahin ging ich nahe dem Veranstaltungsort an den dort draußen dicht gedrängt aufgestellten Tischen der Cafés vorbei. Ich sah weder Karl Heinz Bohrer noch Undine Gruenter, aber ich hörte plötzlich eine sonore Stimme, ich drehte mich unwillkürlich um und sah Karl Heinz Bohrer. Er hatte klar, deutlich und bestimmt mit Undine gesprochen. Es war eine zufällige Begegnung, ich ging mit den beiden zur Lesung und wir diskutierten danach über das emphatische Verhältnis der Franzosen zu ihren Dichtern. Nach dieser Begegnung traf ich Karl Heinz Bohrer und Undine Gruenter oft in Paris. Was ich ihm verdanke? Ohne Frage die emphatische Unterstützung für meine eigene wissenschaftliche Arbeit, die Begeisterung für französische Autoren, die er sehr liebte und zu denen er mich befragte. Insgesamt aber viel mehr: sehr glückliche Momente des Gesprächs, in denen er gerade jene Dinge sagte, die feine und scharfsinnige Beobachtungen auf den Punkt brachten.

Karin Westerwelle, Professorin für Romanistik, Münster

Gestern abend habe ich mich etwas seltsam benommen“. Im Juni 2017 flatterte mir eine Postkarte von Bohrer ins Haus. Auf der Vorderseite ein bizarr grinsender Affe mit rosa Perücke. Was war passiert? Erst mal nichts Ungewöhnliches. Bohrer war ein leidenschaftlicher Postkarten-Schreiber. Er hatte gerade den zweiten Teil seiner literarischen Autobiografie – „Jetzt!“ – über sein abenteuerliches Kritiker-Leben vorgelegt und ging auf Lesereise. (Dass unter diesem Titel „Jetzt!“ auch die grüne Kandidatin in diesem Frühjahr ihre abgekupferte, politische Programmschrift vorlegte – der die Kanzlerschaft auf den „Augenblick“ eines Traums zusammenschmelzen ließ: wie gerne hätte man über die Eintrübung einer ästhetisch dezisionistischen Signalvokabel, einem heiligen Walter Benjamin-Wort, noch eine kleine böse Polemik von Bohrer gelesen.) Im Berliner Literaturhaus wurde mir die Rolle des Moderators und Fragestellers zuteil. Das konnte nicht gut gehen. In einer Szene in „Jetzt!“, einem kleinen Dramolett über intellektuelle Integrität – einer seiner schönsten Zirkusnummern in seinem Buch, das er auf seiner Buchreise immer wieder lesen musste – hatte er beschrieben, wie er sich das Verhältnis von Autor und Kritiker *idealtypisch* vorstellte: Thomas Bernhard und Karl Heinz Bohrer sitzen in der Kantine und essen eine Rindswurst. „Nichts sagen was das Beste. Den Senf, der nicht auf dem Tisch stand, vom Nebentisch holen!“ Bohrer hielt immer auf Distanz zum Betrieb. Nie sah man ihn auf Empfangen, Messen oder in den schnatternden Salons der kleinen literarischen Republik herumstehen. Ni musste er seinen Senf überall dazu geben. Die Ursuppe des Betriebes, in der Autoren und Kritiker gemeinsam miteinander strampelten, war ihm suspekt. Diese „Attitüde von Gemeinsamkeit“ war unbedingt zu vermeiden. Und nun, wo dieses ewigwährende, abenteuerliche Herz den Kanal vom Sekundären zum Primären gewechselt hatte, mit 80 Jahren als literarischer Autor mit dem „Granatsplitter“ furios debütierte hatte und fünf Jahre später „Jetzt!“ nachlegte – da sollte er nach äußerliterarischen Motiven seines Buches befragt werden. Schon schien der große Phantast im Literaturhaus die ewige, finale Höllenfrage – ob er das Geschriebene selbst erlebt habe? – auf sich zurasen zu sehen; der eigentliche „Erwartungsschrecken“ jeder Dichterlesung. Nicht mit Ihm! Mit der dezisionistischen Geste des „Jetzt!“ unterbrach er gleich zu Beginn den verdutzten Moderator, der sich einen hübschen kleinen Fragekatalog zurechtgelegt hatte, und sagte ihm direkt auf die Nase zu. „Ich werde heute nur lesen“. Bohrer, der in jungen Jahren als Internatszögling im Schülertheater auf dem Birklehof den Oberon gegeben hatte, später im London der unmittelbaren Nachkriegsjahre die großen Shakespeare-Mimen persönlich erlebt hatte – „Dann erschien Laurence Olivier!“ – überhaupte das Leben als Bühne zu lesen verstand, war ein mitreißender Rezitator. Wozu nicht zuletzt die Fallhöhe zwischen hochgestochenen ästhetischen Überlegungen, Stilemphase und dem immer etwas formlosen rheinischen Singsang wunderbar beitrug. Das erhöhte nur den Effekt. Der Sidekick verstummte. Der Saal war begeistert.

Ich hätte diese für mich selbst etwas peinigende Rindswurst von Moderatoren-Episode gerne vor der Mitwelt geheim gehalten – aber keine Chance: Im Publikum erspähte ich an diesem Abend keine anderen Freunden des Autors auch die feine Silhouette der Literaturchefin dieses Journals. Der „seltsame“ Abend endete im Übrigen nach ein paar Gläsern Rotwein wie so viele Abende mit Bohrer. Irigendwann brach er plötzlich überraschend auf, nahm flugs seinen Hut und an der Garderobe den nächsten Schal (dessen Provenienz nicht immer eindeutig zu klären war). Im Aufbruch glühte das Gespräch nach. Die Götter fingen an zu tanzen, die Zeiten purzelten durcheinander und die Straßenverkehrsordnung verlor ihren Sinn. Bohrer scherte sich nicht um rote Ampeln. Auf dem Weg zum Hotel querfeldein durch die Stadt, zu dem ich ihn noch oft begleitete, erschien uns auf dem Kudamm Dionysos. An der nächsten Straßenecke entdeckte er Houellebecq, der so schön hassen konnte. Und im Schein der letzten Laterne empörte sich stets Habermas. Was für ein seltsamer, einzigartiger, freier Geist – der uns Jüngere an Unruhe, auch an Gegenwärtigkeit alle in die Tasche steckte.

Stephan Schlok, verantwortlicher Redakteur der „Zeitschrift für Ideengeschichte“, Berlin

Bohrer war Bohrer. So nannten wir ihn. Nie anders. Als er später einmal das „Karl Heinz“ anbot, war das so seltsam ungewohnt als müsse man sich nun mit verwunschenen Fantasienamen aus längst vergangenen Spielen ansprechen. Also blieb Bohrer unser Bohrer. Bohrer mit der Stimme, die eindringlich war und klar, die sachte nach Rheinland und verwehenden Sommern klang. Bohrer sagte Dinge mit vielen Ausrufezeichen, wie „das ist unfassbar, ungeheuerlich!“ wenn ihn etwas überraschte und „das ist *unbelievable!*“ wenn er ungehalten war.

Von Bohrer lernten wir in Stanford Dinge, die kaum noch jemand zu lehren vermag. Was ein Held ist. Dass große Gesten notwendig sind. Und dass Schönheit roh ist. Bohrer sprach über das antike Griechenland, als könne man es noch leben. Und genauso wie Bohrer über die Antike sprach, gingen wir mit ihm unter harten hellen Himmeln spazieren, in trockenen, prachtvollen kalifornischen Sommern, durch die hügelige Landschaft, mit dunkelgrün bewachsenen Bäumen; Farben so heftig, dass sie das Herz brechen. Bohrer genoss diese Spaziergänge. Einer der letzten Sätze von ihm, die in mir seitdem und für immer nachhallen: „Wir hatten so eine schöne Zeit zusammen“. Ja, das hatten wir. Wir alle, lieber Bohrer.

Sarah Pines, freie Autorin, New York